

Schwalbe Schönschreibkunst

Die polnische Dichterin Wisl/awa Szymborska erhält den Nobelpreis 1996

11. Oktober 1996 Quelle: DIE ZEIT, 42/1996

Wisl/awa Szymborska, ein Jahr älter als Zbigniew Herbert und früher als dieser mit ersten dichterischen Versuchen an die Öffentlichkeit getreten, etwas später allerdings als der zwei Jahre ältere Tadeusz Rózewicz, ist mit keinem ihrer in Polen berühmten Kollegen vergleichbar.

Auch ist keines ihrer Gedichte - weder formal noch inhaltlich - mit einem ihrer anderen Gedichte zu vergleichen. Jedes ist anders, neu, originell, mit eigener Trauer, eigenem Tiefsinn und eigener Weisheit, die das Althergebrachte in Frage stellt, das Unausgesprochene musikalisch und bildlich umschreibt. Sie ist ein Phänomen der Unwiederholbarkeit, weil sie keine Formeln, keine Schablonen und keine Raster kennt. Sie kartographiert die Augenblicke, koloriert sie lyrisch, um ja kein Pathos aufkommen zu lassen, panzert ihre Gefühle mit Ironie und kommt dabei mit erstaunlich einfachen Mitteln einer sehr kommunikativen Sprache aus. Reinhard Lauer, Ordinarius für Slawistik an der Universität Göttingen, resümierte in seiner Laudatio zum Herder-Preis für Wisl/awa Szymborska in Wien 1995: "Ihre Poesie ist spannend, man kann sich an ihr nicht satt lesen.

Und während man sie liest und im Lesen das Gemüt erfrischt und erhellt, wird die Erkenntnis überfällig, daß der esprit polonais weiblich ist."

Wie Szymborska ihre Bild-, Wort- und Satzpartikel organisiert, ist höchst kunstvoll. Sie muß nicht ihre Silben zählen, damit sie maßvoll klingen sie muß sich nicht unbedingt der Reime bedienen, um ihre Zeilen satzfigürlich oder akustisch aufzuputzen. Die Poesie ihrer Gedichte hat anmutiges Format ohne Korsett. Und dann der Reichtum ihrer Themen, das Füllhorn ihrer Phantasie: Expeditionen in den Himalaya, um den Yeti zu warnen, ob er sich wirklich in die Täler herablassen und der menschlichen Zivilisation ausliefern möchte. Kriegsberichte aus Vietnam und Korea. Fischfang im Fluß des Heraklit, philosophischer Fischfang. Frappierende Museumsbesuche, soziologische Befunde über die allerjüngste Gegenwart. Subtil ziselierter Novellen, Charakterstudien und Bildbetrachtungen. Wir finden in diesem schmalen lyrischen Werk Kleinanzeigen der alltäglichen Kümmernisse als Universalgeschichte Archäologisches, Kosmologisches, Biologisches -

Logisches auf alle Fälle. Naturwissenschaftlich und seelenkundlich erhärtete, geradezu chemisch durchgeführte Untersuchungen so flüssiger, undurchsichtiger Begriffe wie "Liebe".

Rezensionen über nicht geschriebene Bücher. Biblische Lektüren mit einer neuen Sicht auf so festgefahrene Figuren wie Lots Frau und Hiob. Film, Theater, Musik nimmt sie ganz anders wahr, als wir sie mit Hilfe der Experten zu sehen und zu hören gewohnt sind.

Ihre Altertumsforschung und Gegenwartskunde, in einem Dutzend kurzer Sätze eingefangen, will unsere Skepsis schärfen, ohne uns die Freude am Leben zu nehmen. Neue, ungewohnte Perspektiven eröffnen uns ihre Natur- und Kunstbetrachtungen: hier eine "Mittelalterliche Miniatur", dort eine chinesische Tuschzeichnung - "Menschen auf der Brücke" - oder eine eigene Interpretation der barocken "Rubens Frauen":

Frauliche Faune, Walküren,
nackt wie das Donnern der Tonnen.

Sie nisten in zertrampelten Betten,
schlafen mit aufgerissenen Mündern, als wollten sie krähen.

Ihre Augäpfel fliehen nach innen
und stieren in die Drüsen, aus denen Hefe sickert ins Blut.

Eine knappe, anschauliche und musikalisch (hörbar) wahrgenommene Lektion der Kunstgeschichte. In dem oben zitierten Gedicht ist die betonte Häufung des offenen "o" charakteristisch: Donner, Tonnen, Roß, kochenden, Alkoven . . .

Ein anderes Gedicht führt uns im Dialog die Demagogie des Imperialismus vor, in die einfache Sprache der Soldaten übertragen. Römische Legionäre, unterwegs, fremde Provinzen zu erobern, unterhalten sich über die Niedertracht der kleinen Völker, die sich partout nicht unterjochen lassen wollen. Sie wiederholen die Argumente ihres Imperators, von deren Richtigkeit sie überzeugt sind ("Stimmen"):

Es gibt ärgerlich viele von diesen kleinen Völkern,
zum Überdruß und zum Erbrechen, Quintus Decius.

Hier eine Stadt, da die zweite, die hundertsiebzigste Stadt.

Der Widerstand der Fidenaten. Der Unwille der Falisker.

Die Blindheit der Ecaetraner. Das Zögern der Antemnaten.

Die Schlawheit der Labikaner, Päligner, die uns beleidigt.

Das ist es, was hinter jedem neuen Hügel uns,
die wir gutmütig sind, zur Strenge zwingt, Gajus Claelius.

Wenn sie uns wenigstens nicht behinderten, Spurius, Manlius,
aber sie tun es, diese Aurunker, Marser.

Die kleinen Völker haben einen kleinen Verstand.

Immer weitere Kreise zieht der Stumpfsinn um uns.

Tadelnswerte Sitten. Rückständige Gesetze.

Wirkungslose Götter, Titus Vilius.

Bedauernswert sind die kleinen Völker.

Ihr Leichtsinn verlangt hinter jedem neuen Fluß
nach Aufsicht, Aulus Janius.

Ich fühle mich bedroht von jeglichem Horizont.

So sehe ich das Problem, mein Hostius Melius.

Drauf sage ich, Hostius Melius, dir, mein Appius Papius:

Vorwärts. Irgendwo schließlich ist diese Welt zu Ende."

Dies ist keinesfalls nur ein Situationsbericht aus der Geschichte des Imperium Romanum. Die Geschichte unserer Zeit führt ähnlich motivierte Dialoge.

Dem Völkermord, der Schoah, widmet sie ein siebenarmiges brennendes Gedicht, wie ein jüdischer Leuchter zu Sabbat, einsilbig und vielsagend betitelt "Noch".

Oder das so harmlos, so schlicht, auf leisen Versfüßen daher kommende Gedicht "Geburtstag". Wir lesen und geraten in eine Falle. Nichts von all dem, was wir nach der Lektüre der Überschrift von diesem Thema erwartet hätten. Das Vertraute erweist sich beim näheren Hinsehen als eine neu empfundene Geschichte von der Erschaffung der Welt, mit "Geburtstag" ist der Tag der Geburt des Menschen in einer fast biblischen Relation zur Geburt der Welt gemeint: die Vergänglichkeit nach dem Maßstab der Ewigkeit. Wie teuer ist eigentlich die Welt Gottes, und wieviel davon kann sich der Mensch frohen Sinnes und reinen Gewissens leisten? Wisl/awa Szymborska stellt hierzu verblüffende Überlegungen an.

So viel Welt auf einmal aus so vielen Welten:

Moränen, Muränen und Meere und Mähren,

Karfunkel und Funken und Bären und Beeren -

wo stell ich das hin und wie soll ich mich wehren?
Die Minzen und Pilze, die Drosseln und Brassen,
Die Dillen und Grillen - wie soll ich das fassen?
Die Schönchen und Tränchen, Gorillas, Berylle - ich danke, mich überfordert
die Fülle.
Auch ohne ein Preisschild ahn ich die Preise
der Sterne, nein, danke, ich kann's mir nicht leisten.
Mir ist dieser Aufwand zu groß, zu erlesen.
Wie wird damit fertig ein irdisches Wesen?
Ich bin hier ja nur eine winzige Weile:
versäume das meiste, von weitem, in Eile.
Bin unfähig, alles mit nichts zu begleichen.
Verliere auf meiner Reise das Veilchen.
Ich kann's mir nicht leisten, wie ich mich mühte,
den Umstand des Halms, des Blatts und der Blüte,
nur einmal im Raum, seit niemals, tatsächlich,
verächtlich genau und erhaben zerbrechlich.

Adalbert Reif (Welt der Kultur vom 4. Oktober 1996) lobt Szymborskas
"Aussagemächtigkeit", die sich "auf die zentralen Fragen des menschlichen
Daseins" konzentrierte und "jedweder politischen und gesellschaftlichen
Plakativität abhold" sei, was stimmt. Es stimmt aber genauso, daß ihre
Dichtung sehr politisch ist, nur eben auf eine ihr eigene, nicht
bramarbasierende, die Einsicht öffnende und ins Gewissen eindringende Art:

Wir sind die Kinder der Zeit,
die Zeit ist politisch.

Alle deine, unsere, eure
Tagesgeschäfte, Nachtgeschäfte
sind politisch.

Ob du willst oder nicht,
die Vergangenheit deiner Gene ist politisch,
die Haut hat politischen Schimmer,

das Auge politischen Aspekt.

Wovon du sprichst, hat Resonanz,

worüber du schweigst, ist beredt,

so oder so politisch

Die apolitischen Verse sind auch politisch

Angezeigt hatte Szymborska die Art ihrer politischen Weltsicht bereits 1945:

Unsere Kriegsbeute ist das Wissen von dieser Welt:

- sie ist so groß, daß zwei im Händedruck sie fassen können,

so schwer, daß sie mit einem Lächeln sich beschreiben läßt,

so seltsam, wie das Echo alter Wahrheit in Gebeten.

Und deshalb sind Händedruck und Lächeln die Mittel ihrer Poesie.

Ihr Herz pocht nicht auf die Sechsenddreißigstundenwoche zu.

Ich danke dir, mein Herz,

daß du säumst, daß du dich regst

ohne Entgelt und ohne Lob,

aus angeborenem Fleiß.

Siebzig Verdienste hast du in einer Minute.

Jede deiner Muskelbewegungen

ist wie ein Anstoß des Bootes

ins offene Meer

zur Fahrt in die Welt

Ein Liebesgedicht wie das folgende, auf das Bild einer Schwalbe konzentriert, derart überraschend mit seiner verschwenderischen Oszillation, ist unverwechselbar Szymborskas Sehkraft:

Im Haselholz liebten sie sich

unter den Sonnen des Taus,

mit welken Blättern im Haar

und auf der Erde zuhaus.

Schwalbenherz

erbarme dich ihrer.

Das Abbild der Bäume rauchte
auf glitzernden Wogentressen.

Schwalbe, mach, daß sie niemals
vergessen.

Schwalbe, Dorn der Wolke,

Anker der Atmosphäre,

vollendeter Ikarus,

himmelfahrender Frack,

Schwalbe Schönschreibkunst,

Zeiger ohne Minuten,

frühe Vogelgotik,

Silberblick des Himmels.

Schwalbe, spitze Stille,

heitere Traurigkeit,

Aureole Verliebter,

erbarme dich ihrer.

Goethe, in dessen Namen die Stadt Frankfurt am Main 1991 Wisl/awa Szymborska für ihr poetisches Werk ausgezeichnet hat, hatte am 6. April 1829 in einem Gespräch mit Eckermann seine Vorstellung von guter Poesie kurzgefaßt: "Mir sind diejenigen Gedichte die liebsten, die Anschauung und Empfindung zugleich gewähren."

Und an einer anderen Stelle, um auch sein Negativkriterium nicht zu verhehlen: "Mangel an Charakter der einzelnen forschenden und schreibenden Individuen ist die Quelle allen Übels unserer neuesten Literatur."

Wer sich in die Gedichte der Nobelpreisträgerin mit offenen Sinnen und nachdenklich hineingelesen hat, entdeckt Goethes Prinzip bei ihr verwirklicht. Ihre Gedichte sind als Anschauung authentisch, getragen von einer Empfindung, die niemals belanglos oder falsch ist, und beides ist gefestigt durch einen zuverlässigen Charakter.

Wisl/awa Szymborska hält uns einen scharf geschliffenen Spiegel vor, keinen Zerrspiegel der Postmoderne. Sie trägt keine zynische Überlegenheit (das heißt

Gleichgültigkeit) zur Schau, sie nimmt die Unzumutbarkeiten und die Lächerlichkeiten, die eigenen und die der anderen, zur Kenntnis: Auch das Gebrechliche ist menschlich.

Darüber muß man aber nicht verzweifeln oder in Larmoyanz verfallen.

Besser ist es, sich dem Leben mit Selbstkritik zu stellen und ihm mit einer Prise attischen Salzes, der Ironie, zu begegnen, um widerstandsfähig zu werden.

In deutscher Sprache sind von

Wisława Szymborska erschienen und lieferbar:

"Salz", 1973 "Deshalb leben wir", 1980 "Hundert Freuden", 1986 "Auf Wiedersehen. Bis morgen", 1995. Alle Lyrikbände im Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main.